

CHRISTOPHER MOORE

Flossen weg!

Buch

Der Meeresbiologe Nate Quinn ist verliebt – in die majestätischen Buckelwale, die seit Millionen von Jahren das Meer mit ihren geheimnisvollen Gesängen bevölkern. Doch warum, um alles in der Welt, singen Buckelwale? Dieser Frage geht Nate Quinn seit Jahren zusammen mit seinem Team nach, doch ihrem Geheimnis ist er noch keinen Schritt näher gekommen. Eines Tages aber, als Nate wieder einmal mitten im Meer auf seinem Boot den Beobachtungsposten bezieht, traut er seinen Augen nicht: Nur wenige Schwimmzüge von ihm entfernt, taucht die riesige Schwanzflosse eines Buckelwals auf – und auf dieser Flosse ist groß und deutlich lesbar geschrieben: Flossen weg! Nate glaubt zunächst, einen Sonnenstich erlitten zu haben, aber als derselbe Buckelwal bei ihm ein Pastrami-Sandwich bestellt, scheint er gar den Verstand verloren zu haben. Erst als Nate der Bitte tatsächlich nachkommen möchte, ist die Auflösung des Rätsels, warum Wale singen, in greifbarer Nähe – zumindest für ihn, denn der Wal führt ihn an den wohl entlegensten Ort der Welt: 623 Fuß unter dem Meeresspiegel, irgendwo vor der Küste Chiles, liegt die verborgene Unterwasserstadt Gooville ...

Autor

Der ehemalige Journalist Christopher Moore arbeitete als Dachdecker, Kellner, Fotograf und Versicherungsvertreter, bevor er anfang, Romane zu schreiben. Er wird von der Kritik zu Recht immer wieder mit Douglas Adams und Terry Pratchett verglichen. Seine Romane haben in Amerika längst Kultstatus, und auch im deutschsprachigen Raum wächst die Fangemeinde beständig. Christopher Moore liebt – nach eigenen Angaben: den Ozean, Elefanten-Polo, Käsecracker, Acid Jazz und das Kraulen von Fischottern. Er mag aber weder Salmonellen noch Autoverkehr und erst recht nicht gemeine Menschen. Christopher Moore lebt in Cambria, Kalifornien.

Von Christopher Moore außerdem bei Manhattan lieferbar:

Der Lustmolch. Roman (44986)
Die Bibel nach Biff. Roman (54182)

Christopher Moore

Flossen weg!

Roman

Deutsch von Jörn Ingwersen

GOLDMANN
MANHATTAN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»Fluke – Or, I Know Why the Winged Whales Sings«
bei William Morrow, a division of HarperCollins Publishers Inc., New York

Manhattan Bücher erscheinen im Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2005

Copyright © 2003 by Christopher Moore

Copyright © 2005 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher Genehmigung
des Hans-im-Glück-Verlags, München.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Redaktion: Alexander Groß

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-641-08453-0

KvD · Herstellung: Sebastian Strohmaier

www.goldmann-verlag.de

Für Jim Darling, Flip Nicklin
und Meagan Jones:
außergewöhnliche Menschen, die
außergewöhnliche Arbeit leisten

ERSTER TEIL

Das Lied

*Ein Meer ohne seine namenlosen Ungeheuer
wäre wie ein Schlaf ohne Träume.*

John Steinbeck

*Die Wissenschaft ist nichts weiter
als ein Regelsystem, das uns daran hindern soll,
einander zu belügen.*

Ken Norris

*Groß und schlüpfzig.
Nächste Frage?*



Amy nannte den Wal »Pummelchen«.

Er war sechzehn Meter lang, breiter als ein Stadtbus und wog vierzig Tonnen. Ein wohlplatzierter Schlag seiner mächtigen Schwanzflosse könnte das Fiberglasboot mühelos zersplittern, und an die Besatzung würden nur noch rote Pfützen in den Fluten vor Hawaii erinnern. Amy beugte sich über die Reling und ließ das Hydrophon zum Wal hinunter. »Guten Morgen, Pummelchen« sagte sie.

Nathan Quinn schüttelte den Kopf. Er musste aufpassen, dass ihm bei Amys zuckersüßem Getue nicht übel wurde, während er verstohlen einen Blick auf ihren Hintern warf und sich dabei ein wenig schäbig fühlte. Wissenschaft konnte eine komplexe Angelegenheit sein. Nate war Wissenschaftler. Amy war ebenfalls Wissenschaftlerin, aber in Khaki-Shorts sah sie einfach umwerfend aus, rein wissenschaftlich betrachtet.

Unter ihnen sang der Wal, und das Boot vibrierte bei jedem Ton. Vorn am Bug fing die Reling an zu summen, und Nate spürte, wie die tieferen Töne in seinem Brustkorb widerhallten. Der Wal war bei einem Teil des Liedes angekommen, den man »die grünen Melodien« nannte, eine lange Tonfolge, die sich anhörte, als kurvte ein Krankenwagen durch Wackelpudding. Ein weniger geübter Zuhörer hätte vielleicht angenommen, der Wal

sagte »Hallo« und freute sich des Lebens, wollte alle Welt wissen lassen, dass es ihn gab und er gut drauf war, aber Nate war ein erfahrener Zuhörer, vielleicht der erfahrenste von allen, und für seine geübten Ohren klang es, als sagte der Wal... tja, im Grunde hatte er keine Ahnung, was der Wal eigentlich sagte. Deshalb dümpelten sie ja hier draußen vor Maui in einem kleinen Motorboot herum und würgten um sieben Uhr morgens ihr Frühstück herunter: Niemand wusste, wieso die Buckelwale sangen. Seit fünfundzwanzig Jahren belauschte, beobachtete, fotografierte Nate die Tiere und piekste sie mit Stöcken, aber er hatte immer noch keine Ahnung, wieso sie eigentlich sangen.

»Er ist bei seinen ›Ribbits‹, sagte Amy, als sie den Teil des Walgesangs erkannte, der normalerweise kam, kurz bevor das Tier auftauchte. »Ribbit« war der wissenschaftliche Begriff für dieses Geräusch, denn genau so hörte es sich an – wie ein Quaken. Wissenschaft konnte manchmal ganz einfach sein.

Nate spähte über die Reling und sah den Wal, der etwa fünfzehn Meter unter ihnen kopfüber im Wasser hing. Fluke und Brustflossen waren weiß, ein leuchtend blaues V im dunkelblauen Wasser. Das große Tier lag still, als schwebte es durchs All, wie der letzte Wächter einer ausgestorbenen Rasse Weltraumreisender, nur gab es Laute von sich, die eher zu einem daumengroßen Baumfrosch als zu einer archaischen Superrasse gepasst hätten. Nate lächelte. Er mochte die »Ribbits«. Der Wal schlug einmal kurz mit seinem Schwanz und war für Nate nicht mehr zu sehen.

»Er kommt rauf«, sagte Nate.

Amy nahm ihre Kopfhörer ab und griff sich die vollautomatische Nikon mit dem 300 mm-Objektiv. Eilig zog Nate das Hydrophon hoch und rollte das nasse Tau am Boden vor seinen Füßen auf. Er wandte sich dem Kontrollpult zu und ließ den Motor an.

Dann warteten sie.

Hinter sich hörten sie einen Wal ausblasen. Beide fuhren herum und sahen eine Säule aus Wasserdampf in der Luft hängen, aber sie war weit entfernt, gut dreihundert Meter hinter ihnen, zu weit, als dass es ihr Wal sein konnte. Das war das Problem mit diesen Gewässern zwischen Maui und Lanai. Es gab dort so viele Wale, dass es oft nicht einfach war, den einen, den man beobachtete, von den hunderten anderer zu unterscheiden. Die Menge der Tiere war Segen und Fluch zugleich.

»Ist das da unser Bursche?«, fragte Amy. Alle Sänger waren männlich. Zumindest soweit sie wussten. Die DNS-Tests hatten es ergeben.

»Glaub ich nicht.«

Weiter links blies noch einer aus, erheblich näher. Nate konnte die weiße Fluke, die beiden Schaufeln seiner Schwanzflosse, unter Wasser sehen, selbst auf hundert Meter Entfernung. Amy startete ihre Stoppuhr. Nate schob den Gashebel nach vorn, und schon waren sie unterwegs. Amy drückte ein Knie gegen die Konsole, um sich abzustützen, und hielt die Kamera auf den Wal gerichtet, während das Boot durch die Wellen pflügte. Drei-, viermal würde er ausblasen, dann seine Fluke zeigen und abtauchen. Amy musste bereit sein, wenn der Wal tauchte, um ein gutes Bild von seiner Schwanzflosse zu bekommen, damit er identifiziert und katalogisiert werden konnte. Als sie bis auf dreißig Meter herangekommen waren, nahm Nate Gas weg und hielt das Boot in Position. Noch einmal blies der Wal, und sie waren so nah dran, dass sie etwas von dem Sprühnebel abbekamen. Er stank nicht nach Fisch und Mundgeruch wie die Wale, mit denen man es in Alaska zu tun hatte. Buckelwale fraßen nichts, wenn sie vor Hawaii waren.

Der Wal zeigte seine Fluke, und Amy schoss zwei Bilder mit der Nikon.

»Braver Junge«, sagte Amy zu dem Wal. Sie drückte ihre Stoppuhr.

Nate stellte den Motor ab, und das Boot schaukelte in der sanften Dünung. Er warf das Hydrophon über Bord, dann drückte er den Aufnahmeknopf am Rekorder, der mit einem elastischen Band am Pult befestigt war. Amy legte die Kamera auf den Sitz vor dem Pult, dann nahm sie ihr Notizbuch aus der wasserdichten Tasche.

»Er ist bei genau sechzehn Minuten«, sagte Amy, checkte die Tauchzeit, hielt sie in ihrem Notizbuch fest und schrieb Zeit und Bildziffern auf den Film, den sie eben verschossen hatte. Nate las ihr die laufende Nummer vom Rekorder vor, dann Längen- und Breitengrad vom tragbaren GPS-Gerät. Amy legte die Aufzeichnungen weg, und sie lauschten. Diesmal waren sie nicht direkt über dem Wal, konnten ihn aber aus den Lautsprechern des Rekorders singen hören. Nate setzte seine Kopfhörer auf und lehnte sich zurück.

So war das mit der Feldforschung. Augenblicke frenetischer Aktivität, gefolgt von endlosen Phasen des Wartens. (Nates erste Ex-Frau hatte einmal angemerkt, das sei in ihrem Sexualleben auch nicht anders gewesen, aber da waren sie schon nicht mehr zusammen, und sie hatte ihm nur eins auswischen wollen.) Im Grunde war es mit dem Warten vor Maui nicht so schlimm... zehn, fünfzehn Minuten am Stück. Als er im Nordatlantik über Glattwale geforscht hatte, musste Nate manchmal wochenlang warten, bis er einen Nordkaper fand, den er beobachten konnte. Normalerweise nutzte er die Tauchzeit, um darüber nachzudenken, ob er sich nicht besser einen richtigen Job hätte suchen sollen, einen, bei dem man auch Geld verdiente und die Wochenenden frei hatte, oder wenigstens irgendwas, bei dem die Ergebnisse seiner Arbeit greifbarer waren, wie etwa beim Versenken von Walfangschiffen – als Pirat und Retter.

Heute gab sich Nate alle Mühe, Amy nicht dabei zu beobachten, wie sie sich mit Sonnencreme einrieb. Amy war eine Schneeflocke im Land der Sonnenbräune. Die meisten Walforscher verbrachten viel Zeit unter freiem Himmel, auf dem Wasser – größtenteils ein unerschrockener Haufen, der gern an der frischen Luft war, Leute, die ihre von Wind und Sonne gegerbten Gesichter wie Kriegsveteranen stolz zur Schau trugen. Es gab nur wenige ohne diesen semipermanenten Waschbären-Look um die Augen und sonnengebleichtes Haar oder so eine schuppige, kahle Stelle am Hinterkopf. Amy dagegen hatte milchweiße Haut und glattes, kurzes, schwarzes Haar, so dunkel, dass manche Strähnen in der Sonne Hawaiis blau leuchteten. Sie trug kastanienbraunen Lippenstift, was in dieser Umgebung so atemberaubend unpassend wirkte, dass es schon fast komisch war. Sie sah aus wie die Königin der pazifischen Gruftis, was tatsächlich auch einer der Gründe war, weshalb ihre Anwesenheit Nate derart verwirrte. (Er sagte sich: Ein wohlgeformter Hintern – selbst halb nackt – war nur ein wohlgeformter Hintern, aber hängte man einen wohlgeformten Hintern an eine blitzgescheitete Frau und fügte einen Hauch Unbeholfenheit hinzu, schon hatte man ... na ja, Probleme.)

Nate sah nicht hin, als sie den Sonnenschutzfaktor 50 auf ihren Beinen verrieb, auf Knöcheln und Füßen. Er sah nicht hin, als sie sich auszog – bis auf ihr Bikinioberteil – und Sonnencreme über Brust und Schultern verteilte. (Die Tropensonne kann einen sogar versengen, obwohl man Kleider trägt.) Vor allem aber achtete Nate nicht darauf, wie sie seine Hand nahm, Sonnencreme hineinspritzte, sich dann umdrehte und ihm bedeutete, dass er sie auf ihrem Rücken verteilen sollte, was er auch tat – wobei er sie nicht näher beachtete. Professionelle Zurückhaltung. Er war bei der Arbeit. Er war Wissenschaftler. Er lauschte dem Lied des *Megaptera novaeangliae* («Großer Flügel von Neu-

england« hatte ein Wissenschaftler diesen Wal getauft und damit eindeutig bewiesen, dass Wissenschaftler zu viel trinken), und er war keineswegs verzaubert von ihrem bezaubernden Hintern, da er in der Vergangenheit schon vergleichbare Daten gesammelt und ausgewertet hatte. Nates Analyse zufolge verwandelten sich bezaubernde Hintern in 66,666 Prozent aller Fälle in Ehefrauen, und Ehefrauen verwandelten sich in exakt 100 Prozent aller Fälle in Ex-Ehefrauen – plus/minus fünf Prozent, was auf den nachehelichen Sex zurückzuführen war.

»Soll ich's dir machen?«, fragte Amy und streckte die Hand aus, mit der sie am meisten Erfahrung im Verreiben von Sonnencreme hatte.

Geh gar nicht erst darauf ein, dachte Nate, nicht mal im Scherz. Eine falsche Antwort auf so einen Satz, und schon konnte man seine Stellung an der Universität verlieren, wenn man denn eine hätte, was bei Nate nicht der Fall war, aber trotzdem... Daran dachte man nicht einmal.

»Nein, danke, dieses Hemd hat extra einen eingewebten UV-Schutz«, sagte er und stellte sich vor, wie es wäre, wenn Amy es ihm machte.

Misstrauisch musterte Amy sein ausgewaschenes T-Shirt mit der Aufschrift *WE LIKE WHALES CONFERENCE '89* und verteilte den Rest Sonnencreme an ihrem Bein. »Ach was«, sagte sie.

»Weißt du, ich wünschte wirklich, ich könnte rausfinden, wieso die Burschen singen«, sagte Nate, nachdem der Kolibri seiner Gedanken sämtliche Blumen im Garten gekostet hatte und wieder bei diesem Plastikgänseblümchen angekommen war, das einfach keinen Nektar geben wollte.

»Echt wahr?«, erwiderte Amy todernt und dennoch lächelnd. »Aber wenn du es rausgefunden hast, was machen wir dann morgen?«

»Herumprahlen«, antwortete Nate grinsend.

»Ich würde den ganzen Tag lang tippen, Ergebnisse analysieren, Fotos vergleichen, Tonaufnahmen archivieren...«

»Uns ein paar Donuts holen«, fügte Nate hilfreich hinzu.

Amy fuhr fort, zählte die Liste an den Fingern ab: »...leere Tonbänder besorgen, die Autos und Boote waschen, rüber zum Fotolabor laufen –«

»Nicht so eilig«, unterbrach Nate.

»Wie? Du willst mir die Freude vorenthalten, rüber zum Fotolabor zu laufen, während du dich im wissenschaftlichen Ruhm sonnst?«

»Nein, du darfst zum Labor laufen, aber Clay hat jemanden eingestellt, der die Autos und Boote wäscht.«

Eine zarte Hand wanderte zu ihrer Stirn, als wäre sie einer Ohnmacht nah, die Südstaatenschönheit, von Schwermut umfassen. »Wenn ich falle und über Bord gehe, lass mich nicht ertrinken.«

»Weißt du, Amy«, sagte er, während er die Armbrust auspackte, »ich weiß nicht, wie ihr es in Boston gehalten habt, aber in der Verhaltensforschung wird von Assistenten eigentlich nur erwartet, dass sie sich über erniedrigende Hilfsarbeiten beklagen. So war es, als ich dabei war, so ist es seit Jahrhunderten, immer schon. Selbst Darwin hatte jemanden auf der *Beagle*, der ihm die toten Vögel archiviert und die Karteikarten sortiert hat.«

»Hatte er nicht. Darüber habe ich nie was gelesen.«

»Natürlich nicht. Niemand schreibt über Forschungsassistenten.« Wieder grinste Nate, feierte seinen kleinen Sieg. Er merkte, dass er seinen Pflichten dieser Assistentin gegenüber nicht ausreichend nachkam. Clay, sein Partner, hatte sie vor gut zwei Wochen eingestellt, und mittlerweile hätte Nate sie eigentlich terrorisieren müssen. Stattdessen hatte sie ihn im Griff wie einen Sklaven bei Starbucks.

»Zehn Minuten«, sagte Amy mit einem Blick auf den Timer ihrer Uhr. »Willst du auf ihn schießen?«

»Es sei denn, *du* möchtest.« Nate legte den Pfeil in die Armbrust. Er stopfte den Anorak, in den sie die Armbrust »einwickelten«, unter die Konsole. Es war politisch höchst unkorrekt, im Hafen von Lahaina eine Waffe bei sich zu führen, um damit auf Wale zu schießen, und deshalb versteckten sie die Armbrust im Anorak und taten, als hinge die Jacke auf einem Bügel.

Amy schüttelte heftig den Kopf. »Ich fahre das Boot.«

»Du solltest es ruhig lernen.«

»Ich fahre das Boot«, wiederholte Amy.

»Niemand fährt das Boot.« Zumindest kein anderer als Nate. Zugegeben, die *Constantly Baffled* war nur ein Acht-Meter-Mako-Speedboot, und an einem windstillen Tag wie heute hätte selbst ein aufgeweckter Vierjähriger damit umgehen können. Trotzdem: Er fuhr dieses Boot. Niemand anders. Männer empfanden nun mal erhebliches Unbehagen bei dem Gedanken, dass eine Frau Gewalt über ein Speedboot oder gar eine Fernsehfernbedienung haben mochte.

»Er kommt rauf«, sagte Nate. Sie hatten jetzt eine Aufnahme des gesamten, sechzehnminütigen Liedes. Er stoppte den Rekorder und zog das Hydrophon herauf, dann ließ er die Maschine an.

»Da«, sagte Amy und deutete auf die weißen Flossen und die Fluke, die sich unter Wasser bewegten. Der Wal blies nur zwanzig Meter vor ihrem Bug aus. Nate gab Vollgas. Amy wurde glatt von den Füßen gerissen und klammerte sich gerade noch rechtzeitig an die Reling neben der Ruderkonsole, als das Boot einen Satz nach vorn machte. Nate blieb rechts neben dem Wal, kaum zehn Meter abseits, als das Tier zum zweiten Mal auftauchte. Er hielt das Ruder mit der Hüfte, hob die Armbrust an und schoss. Der Bolzen prallte von dem gummiartigen Rücken ab. Wie eine bleistiftgroße Plätzchenform trennte die hohle Spitze Haut und

Fettgewebe heraus, bis das breite Plastikende ein weiteres Eindringen verhinderte.

Der Wal hob seinen Schwanz aus dem Wasser und schlug ihn in die Luft, gab ein Geräusch von sich, als knackte ein mächtiges Gelenk, als er die massigen Schwanzmuskeln anspannte.

»Er ist genervt«, sagte Nate. »Nehmen wir eine Messung vor.«

»Jetzt?«, fragte Amy. Normalerweise warteten sie den nächsten Tauchzyklus ab. Offensichtlich fürchtete Nate, der Wal könnte weiterziehen, obwohl sie erst die Hautprobe genommen hatten. Sie konnten ihn verlieren, bevor eine Größenmessung vorgenommen war.

»Jetzt. Ich schieße, du bedienst den Entfernungsmesser.«

Nate nahm das Gas zurück, damit er die Schwanzflosse auch wirklich ganz in den Sucher bekam, wenn der Wal abtauchte. Amy schnappte sich den lasergesteuerten Entfernungsmesser, der aussah wie ein Fernglas für Zyklopen. Indem sie genau ermittelten, wie weit der Schwanz entfernt war, und diesen Wert mit der Schwanzgröße auf dem Bild verglichen, konnten sie die Größe des Tieres relativ genau berechnen. Nate hatte einen Algorithmus gefunden, mit dem sie die Länge eines Wales mit 98%iger Genauigkeit ausrechnen konnten. Noch vor wenigen Jahren hatten sie im Flugzeug sitzen müssen, wenn sie wissen wollten, wie lang ein Tier war.

»Fertig«, sagte Amy.

Der Wal blies aus und wölbte seinen Rücken zu einem hohen Buckel auf, als er sich zum Tauchen bereit machte (deshalb nannte man sie »Buckelwale«). Amy richtete den Entfernungsmesser auf den Walrücken. Nate hielt das Teleobjektiv auf dieselbe Stelle, und die kleinen Motoren zur Autofokussierung summten leise, glichen die Bewegungen des Bootes aus.

Der Wal zeigte seine Fluke, hob den Schwanz hoch in die

Luft, und dort sah man – statt der markanten, schwarzweißen Zeichnung, nach der Buckelwale identifiziert wurden – in dreißig Zentimeter hohen schwarzen Buchstaben die Worte FLOSSEN WEG!

Nate drückte den Auslöser. Vor Schreck fiel er rückwärts in den Kapitänssitz und riss dabei den Gasgriff nach hinten. Die Nikon sank auf seinen Schoß.

»Ich glaub's nicht!«, rief Nate. »Hast du das gesehen?«

»Was gesehen? Ich hab hier dreiundsiebzig Fuß«, sagte Amy, während sie den Entfernungsmesser abnahm. »Von da, wo du bist, wahrscheinlich sechsundsiebzig. Was waren deine Bildziffern?« Sie griff nach dem Notizbuch, als sie sich zu Nate umdrehte. »Bist du okay?«

»Alles klar. Bild Nummer sechsundzwanzig, aber ich hab ihn verpasst«, log er. Sein Hirn blätterte in einem gewaltigen Stapel Karteikarten, durchforstete eine Million Artikel, die er gelesen hatte, suchte eine Erklärung für das, was er eben gesehen hatte. Es konnte unmöglich wahr sein. Der Film würde es beweisen. »Dir ist keine ungewöhnliche Zeichnung aufgefallen, als du das Foto gemacht hast?«

»Nein, dir?«

»Nein, vergiss es.«

»Ganz ruhig, Nate. Wir kriegen ihn, wenn er wieder hochkommt«, sagte Amy.

»Kehren wir um.«

»Willst du denn keine Längenmessung vornehmen?« Um die Daten zu komplettieren, brauchten sie ein Erkennungsfoto, eine Tonaufnahme von mindestens einem vollständigen Liedzyklus, eine Hautprobe zur Ermittlung von DNS und Toxinen – und eine Längenmessung.

»Kehren wir lieber nach Lahaina zurück«, sagte Nate und starrte die Kamera auf seinem Schoß an. »Du fährst.«

Maui No Ka Oi
(*Maui ist der Beste*)



Am Anfang war der alte Schwindler Maui, der im Kanu saß, seine Leine auswarf und die Inseln vom Grund des Meeres angelte. Er sah sich an, was er da heraufgezogen hatte. Mitten in der Kette sah er eine Insel, die aus zwei großen Vulkanen bestand, wie die warmen, schiefen Brüste des Meeres. Zwischen diesen beiden lag ein tiefes Tal, das in Mauis Augen wie ein weiblicher Busen aussah, was ihm gut gefiel. Und so gab Maui der Insel mit den beiden Möpsen seinen Namen, und ihr Spitzname wurde »Buseninsel«, was so blieb, bis ein paar Missionare auftauchten und sie in »Insel des Tales« umtaufen (denn im Aufspüren und Vernichten von Frohsinn sind Missionare ungeschlagen). Dann landete er mit seinem Kanu an einem stillen, schmalen Strand an der Westküste seiner neuen Insel und sagte sich: »Ich könnte ein paar Cocktails und 'ne kleine Nummer vertragen. Ich lauf nach Lahaina und besorg mir was.«

Nun, die Zeit verging, und ein paar Walfänger kamen auf die Insel, brachten Stahlwerkzeuge, Syphilis und andere Wunderdinge aus dem Westen mit, und bevor noch jemand wusste, was los war, dachten auch die Walfänger, sie hätten nichts gegen ein paar Cocktails und eine kleine Nummer einzuwenden. Statt nun also wieder ums Horn zurück nach Nantucket zu segeln, um ein paar Gläschen Grog und die Röcke der erstbesten Hester, Milli-

cent oder Prudence zu lüpfen (so schnell, dass die gute Frau dachte, sie sei in einen Schornstein gefallen und auf einer Zucchini gelandet), fuhren sie nach Lahaina ein, angelockt vom trunkenen Sexzauber des alten Maui. Sie waren nicht wegen der Wale nach Maui gekommen. Sie kamen, um zu feiern.

Und so wurde aus Lahaina eine Walfängerstadt. Obwohl jedoch die Buckelwale nun seit einigen Jahren dorthin kamen, um zu kalben und zu singen, und es in den Gewässern um Hawaii von geflügelten Sängern nur so wimmelte, machten die Walfänger dort keineswegs wegen der Buckelwale Station. Die waren wie ihre Furchenwal-Brüder – die stromlinienförmigen Blau-, Finn-, Sei-, Zwerg- und Brydewale – einfach zu schnell, als dass man sie mit Segelschiffen und Ruderbooten jagen konnte. Nein, die Walfänger kamen nach Lahaina, um sich auszuruhen und sich auf dem Weg in die japanischen Gewässer zu amüsieren, wo sie den großen Glattwal jagten, der wie ein dicker, tumber Baumstamm im Wasser dümpelte, so dass man einfach hinrudern und ihm eine Harpune in den Kopf rammen konnte. Erst nach Erfindung der Dampfschiffe und der Dezimierung jener riesigen, fetttriefenden Glattwale richteten die Jäger ihre Harpunen auf die Buckelwale.

Den Jägern folgten die Missionare, die Zuckerfarmer, die Chinesen, Japaner, Filipinos und Portugiesen – die allesamt auf den Zuckerplantagen arbeiteten – und Mark Twain. Mark Twain fuhr wieder nach Hause. Alle anderen blieben. In der Zwischenzeit vereinigte König Kamehameha I. die Inseln durch den geschickten Einsatz von Feuerwaffen gegen Holzspeere und machte Lahaina zur Hauptstadt von Hawaii. Kurze Zeit darauf fuhr Amy am Steuer eines Acht-Meter-Mako-Speedboots in den Hafen von Lahaina ein, mit einem großen, fassungslos dreinblickenden Doktor der Biologie auf dem Bugsitz.

Das Funkgerät piepste. Amy nahm es und drückte den Sprechknopf. »Ich höre, Clay.«

»Stimmt irgendwas nicht?« Offenbar stand Clay Demodocus am Hafen und sah sie kommen. Es war noch nicht mal acht Uhr morgens. Wahrscheinlich machte er gerade sein Boot bereit, um rauszufahren.

»Ich weiß nicht genau. Nate will Feierabend machen. Ich frag ihn, wieso.« Zu Nate sagte sie: »Clay will wissen, wieso.«

»Anomale Daten«, erwiderte Nate.

»Anomale Daten«, wiederholte Amy ins Funkgerät.

Es folgte eine Pause. Dann sagte Clay: »Oh, okay ... schon verstanden.«

Der Hafen von Lahaina ist nicht sehr groß. Nur etwa hundert Boote finden innerhalb der Hafenumauer Platz, und dabei handelt es sich bei den meisten um geräumige Vergnügungsjachten oder Katamarane, fünfundzwanzig Meter lange Boote voll sonnencremetriefender Touristen, die auf dem Wasser alles Mögliche treiben, von Schlemmerfahrten übers Sportangeln und Schnorcheln am halb versunkenen Krater von Molokini bis hin zum »Whale Watching«. Jet Ski, Parasailing und Wasserski waren von Dezember bis April verboten, solange sich die Buckelwale in diesen Gewässern befanden, und daher waren viele der kleineren Boote, mit denen normalerweise unbescholtene Meeresbewohner im Namen der Freizeit terrorisiert wurden, während der Saison an Walforscher vermietet. An einem ganz normalen Wintermorgen konnte man unten im Hafen von Lahaina keine Kokosnuss werfen, ohne damit einen Doktor der Cetologie zu treffen (und man hatte gute Chancen, mit einem Querschläger zwei Magister zu streifen, die an ihrer Dissertation arbeiteten).

Clay Demodocus war mit einem Doktor und einem Marineoffizier in eine Partie Forschungslügenpoker verstrickt, als Amy das Mako rückwärts in den Liegeplatz manövrierte, den sie sich mit drei Beibooten von Segeljachten teilten, die draußen vor dem Hafen lagen, einem Elf-Meter-Motorsegler und dem ande-

ren Boot der Maui Whale Research Foundation (Clays Boot), der *Always Confused*, einem nagelneuen Sieben-Meter-Grady White-Fisherman mit Mittelkonsole. (Liegeplätze waren in Lahaina schwer zu bekommen, und die Umstände zwangen die Maui Whale Research Foundation – Nate und Clay – in dieser Saison, tagtäglich ein nautisches Kuddelmuddel mit sechs weiteren Booten aufzuführen. Was tut man nicht alles, nur um mit einem Stock Wale pieksen zu können?)

»Schade«, sagte Clay, als ihm Amy die Heckleine zuwarf.
»Was für ein schöner, windstiller Tag.«

»Wir haben alles, bis auf die Längenmessung von dem einen Sänger«, erwiderte Amy.

Der Wissenschaftler und der Marineoffizier auf dem Anleger hinter Clay nickten, als verstünden sie nur zu gut. Clifford Hyland, ein grauhaariger Walforscher aus Iowa, stand neben dem jungen Captain L. J. Tarwater in frisch gebügelter schneeweißer Uniform, der aufpasste, dass Hyland das Geld der Navy auch angemessen verwendete. Hyland wirkte immer etwas verlegen und mied den Blickkontakt mit Amy und Nate. Ohne Geld ging es nicht, und Forscher nahmen, was sie kriegen konnten, aber Navy-Geld, also ... es stank.

»Morgen, Amy«, sagte Tarwater und strahlte sie mit seinem makellosen, schneeweißen Lächeln an. Er war schlank, dunkelhaarig und wirkte beklemmend tüchtig. Neben ihm sahen Clay und die anderen Wissenschaftler aus, als hätte man sie mit einem Sack voll Lavaasche in den Trockner gesteckt.

»Guten Morgen, Captain. Morgen, Cliff.«

»Hi, Amy«, sagte Cliff Hyland. »Hi, Nate.«

Nathan Quinn schüttelte seine Benommenheit ab wie ein Golden Retriever, der seinen Namen irgendwie im Zusammenhang mit Futter gehört hatte. »Was? Wie? Oh, hi, Cliff. Was?«

Hyland und Quinn gehörten einer Gruppe von dreizehn Wis-

senschaftlern an, die zum ersten Mal in den Siebzigern nach Lahaina gekommen war («Die Killer-Elite« nannte Clay sie noch heute, nachdem sie sich alle zu Autoritäten auf ihrem Gebiet entwickelt hatten). Ursprünglich wollten sie gar keine Gruppe sein, merkten jedoch schon bald, dass sie nur auf der Insel bleiben konnten, wenn sie ihre finanziellen Mittel zusammenlegten und auch gemeinsam wohnten. Jahrelang lebten dreizehn Personen – manchmal sogar mehr, wenn sie sich Assistenten, Frauen oder Freundinnen leisten konnten – während der Saison gemeinsam in einem kleinen Haus, das sie in Lahaina angemietet hatten. Hyland verstand Quinns Neigung, sich in seine Forschungen zu vertiefen, bis er alles um sich herum vergaß, und so konnte es ihn auch nicht überraschen, dass der schlaksige Forscher mit seinen Gedanken woanders war.

»Anomale Daten, hm?«, fragte Cliff, da er vermutete, dass Nate deshalb in anderen Sphären schwebte.

»Äh... nichts, was ich mit Bestimmtheit sagen könnte. Ich meine, im Grunde funktioniert nur der Rekorder nicht richtig. Irgendwas schleift. Muss vielleicht gereinigt werden.«

Und alle, einschließlich Amy, sahen Quinn einen Moment lang an, als wollten sie sagen: *Was du nicht sagst, du verlogener Popel Walrotz, das ist ja wohl die müdeste Geschichte, die ich je gehört habe, wen willst du hier eigentlich verarschen?*

»Schade«, sagte Clay. »So einen strahlend blauen Tag da draußen zu verpassen. Vielleicht könnt ihr mit dem anderen Rekorder wieder rausfahren, bevor Wind aufkommt.« Clay wusste, dass mit Nate irgendwas los war, aber er vertraute ihm auch, und deshalb drängte er ihn nicht. Nate würde schon damit rausrücken, sobald ihm danach zumute war.

»Apropos«, sagte Hyland. »Ich glaube, wir sollten langsam mal los.« Er schlenderte den Anleger zu seinem Boot hinunter. Tarwater starrte Nate gerade so lange an, dass seine Abscheu



Christopher Moore

Flossen weg!

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-08453-0

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2012

Seit Jahren versucht der Meeresbiologe Nate Quinn zu ergründen, warum Buckelwale singen. Da geschieht plötzlich etwas Seltsames: Eine riesige Schwanzflosse taucht aus dem Meer auf mit der deutlichen Aufschrift: Fang mich! Und derselbe Wal versucht mehrmals über das Telefon bei Nate ein Pastrami-Sandwich zu bestellen. Nate glaubt seinen Verstand zu verlieren, bis er der Bitte nachkommt und in die wundersame Welt der Wale hinabtaucht ...